

zu Bistümern aus drei verschiedenen Zeiträumen. Nachteilig zu bewerten ist ferner das typographische Layout des eigentlichen Textes, welches einen Trend widerspiegelt, der mittlerweile bei einigen akademischen Verlagen zu beobachten ist: Um mehr Textvolumen im gesamten Buch unterzubringen, wird die Schriftgröße bei gleichzeitiger Vergrößerung des Satzspiegels verkleinert. So waren in früheren Bänden dieser Blackwell-Reihe noch deutlich weniger Buchstaben pro Zeile und Zeilen pro Seite gesetzt. Die kleinere Schrift und die langen Zeilen ermüden beim Lesen. Das haben die Autoren nicht verdient. Ungeachtet der Kritikpunkte bietet dieser gelungene Band einen sehr guten Zugang zu den wichtigsten hier behandelten Themen und dank der umfangreichen Bibliographien auch zu weiterführender Literatur.

---

*Jussi Backman / Antonio Cimino, Biopolitics and Ancient Thought. Oxford, Oxford University Press 2022. 240 S., \$ 85,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1119*

---

Christopher Schliephake, Augsburg

Der Band stellt einen systematischen Versuch dar, das Konzept der „Biopolitik“ auf antike Gesellschaften zu übertragen. Wichtiger Bezugspunkt der Studie ist Michel Foucaults Definition der Biopolitik als ein Regulationsmechanismus, der die biologischen Attribute der menschlichen Spezies zum Handlungsfeld politischer Strategien macht. Während Foucault die Genealogie der Biopolitik hauptsächlich mit Blick auf die Moderne diskutiert hat, haben andere Theoretiker wie Giorgio Agamben oder Mika Ojakangas ihre Ursprünge in der Antike verortet. Der Band will vor diesem Hintergrund die Relevanz des Konzepts der Biopolitik für ein Verständnis antiker Ideengeschichte einerseits und den Beitrag antiker Texte zu gegenwärtigen theoretischen Debatten andererseits ausloten (S. 4).

Die kurze Einleitung kann dabei allerdings keine Synthese der insgesamt neun Aufsätze herstellen – weder wiederholt thematisierte Aspekte (wie die in antiken Texten anzutreffende Tiermetaphorik, die als Vergleichsfolie zu menschlichen Gesellschaften dient) noch offensichtlich widersprüchliche Positionen, die die einzelnen AutorInnen herausarbeiten, werden dort systematisch diskutiert; dabei hätte dies dem Projekt – angesichts der Ambiguität und Vielgestaltigkeit der behandelten Theorien – gewiss gutgetan. Während etwa *Mika Ojakangas* Platon unterstellt, er habe einer auf Gewalt gründenden Politik der Auslöschung unliebsamer Elemente in der Polis Vorschub geleistet, präsentiert uns *Kathy L. Gaca* ein gänzlich anders

gelagertes Bild Platons, der geradezu emanzipatorische Gedanken bezüglich der Behandlung der Frauen in der Gesellschaft Athens geäußert habe. Dieses Beispiel zeigt die Problematik der Anwendung des Konzepts der „Biopolitik“ auf historische Gesellschaften auf – zumal dann, wenn innerhalb der Theorie unterschiedliche Auffassungen darüber vorherrschen, welche Rolle eigentlich der „Biologie“ in antiken Gesellschaften zukam. Die Einzelbeiträge arbeiten sich aber ungeachtet dessen – mit Detailkenntnis und anregenden Überlegungen – an modernen DenkerInnen wie Hannah Arendt, Foucault oder Agamben ab und zeigen deren Verständnis der antiken Staatsphilosophie auf, womit ein wertvoller Beitrag zur Rezeptionsgeschichte geleistet wird.

Allerdings wird keineswegs eine Ideengeschichte der „Antike“ geboten, sondern eine Diskussion, die sich größtenteils auf Platon und Aristoteles beschränkt. Es fehlt auch jede historische Kontextualisierung der komplexen staatsphilosophischen Entwürfe des 4. Jahrhunderts. Weiterführend wird es dann, wenn dezidiert andere Quellen zur Sprache kommen, wie die archaische Versdichtung Homers (*Sara Brill*) oder die Tragödiendtexte des 5. Jahrhunderts (*Kalliopi Nikolopoulou*), auch die hippokratischen Traktate (*Adriel M. Trott*) oder die Historiker Thukydides und Xenophon (*Gaca*). Dennoch fehlt es an einer historischen Unterfütterung, welche die konkreten Maßnahmen bezüglich einer „antiken Biopolitik“ illustrieren würde: Sowohl Erfahrungen von Epidemien als auch der Verluste großer Bevölkerungsteile durch den Peloponnesischen Krieg, die zeitgenössisch gut dokumentiert sind, finden kein Echo. Die Problematik der Bürgerrechtsverleihung und der Bestätigung des Bürgerstatus, die handfeste juristische Themenfelder darstellen, zu denen verschiedene Quellen (von Inschriften über Gerichtsreden bis hin zu historiographischen Texten) vorliegen, werden an keiner Stelle thematisiert – obgleich sich hier die Vielschichtigkeit „biopolitischer“ Maßnahmen diskutieren ließe, auch hinsichtlich ihrer Differenz zu modernen Gesellschaften. Auch die in den letzten Jahren viel beforschte Körpergeschichte wird in diesem Zusammenhang kaum beachtet – eine Ausnahme stellt der facettenreiche Beitrag von *Trott* dar, der die materiell-leibliche Dimension des aristotelischen Denkens beleuchtet. Das Problem der einseitigen Verengung auf athenische Texte aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. wird dabei nicht weiter thematisiert. Über andere antike Gesellschaften und Epochen erfährt man nichts. Dabei wäre es ein lohnenswertes Unterfangen, hellenistische Philosophenschulen nach deren „biopolitischen“ Konzepten zu befragen (*Antonio Cimino* zeigt in diese Richtung) – nicht zu sprechen von Weiterleben und -entwicklung der Gedanken unter

veränderten geopolitischen Vorzeichen in späterer Zeit, als die Poleis gezwungen waren, ihre Institutionen an neue Gegebenheiten anzupassen. Hier bietet sich zweifelsohne Potential für weiterführende Studien. Der vorliegende Band mag dabei immerhin als Ausgangspunkt dienen.

---

*Paul Christesen / Charles H. Stocking* (Eds.), *A Cultural History of Sport in Antiquity*. New York, Bloomsbury Academic 2022. 272 S., € 92,55.

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1120

---

Emanuel Hübner, Werther / Westf.

Das zu besprechende Buch ist der erste Teil des sechs Bände umfassenden Werkes „A Cultural History of Sport“, das sich zeitlich vom 1. Jahrtausend v. Chr. bis zur Gegenwart erstreckt. Der erste Band behandelt den Zeitraum von ca. 800 v. Chr. bis ca. 600 n. Chr. Es fällt auf, dass die Autoren allesamt (alt-)historischen Forschungseinrichtungen angehören und kein einziger einer sportwissenschaftlichen, was wohl – zumindest für Deutschland unstrittig – damit zusammenhängt, dass an solchen Einrichtungen kaum mehr sporthistorisch geforscht wird.

Die Beiträge zeichnet ein sorgfältiger Umgang mit ihren Untersuchungsgegenständen aus. Dies beginnt schon in der Einführung, verfasst von *Paul Christesen* und *Charles Stocking* (S. 1–21). Sie sprechen darin auch das Problem an, was eigentlich unter „Sport“ in der Antike verstanden werden kann und soll. („Sport“ ist nachweislich ein Begriff, der in der Antike unbekannt war.) Hierbei gehen sie besonders auf die Frage ein, ob auch Gladiatorenkämpfe als Ereignisse inszenierter Gewalt darunter gefasst werden sollten. Sie sind der Meinung, dass aus kulturhistorischer Sicht die Wahrnehmungen der beteiligten Personen von vorrangiger Bedeutung seien, und diesbezüglich hätten die Römer keinen Unterschied zwischen Sportwettkämpfen griechischer Art und Gladiatorenspektakeln gemacht. Deshalb sei das Gladiatorenwesen in den Band mit aufgenommen worden.

*Paul Christesen* und *Rose MacLean* widmen sich dann (S. 23–47) grundsätzlichen Fragen der Sinngebung sportlicher Aktivitäten für diejenigen, die sie ausübten, sowie auch für jene, die ihnen zuschauten. Für die Griechen habe der Hauptzweck des Sports darin bestanden, Unterschiede zu schaffen: zwischen einerseits relativ wohlhabenden, freien Männern als Teilnehmern und andererseits Gruppen, wie zum Beispiel Frauen, die kategorisch oder faktisch ausgeschlossen waren.